halt, Revitalisierung und Entwicklung nicht nur Aufgabe der Sprachspezialisten sein kann, sondern im wissenschaftlichen wie im Praxisbereich interdisziplinär geführt werden muss. Ob sich die Ethnien nun aber auch austauschen, d. h. gegenseitig Einfluss auf den theoretischen und praktischen Diskurs nehmen, ob sich zugleich der jeweils innerethnische Dialog entfalten kann, bleibt abzuwarten und ist schon von Anfang an in diesem Jahrtausend zu hoffen.

Jürgen Wengler

Wolfgang Jacobeit: Von West nach Ost – und zurück. Autobiographisches eines Grenzgängers zwischen Tradition und Novation. Verlag Westfälisches Dampfboot: Münster 2000, 298 S., 30 Abb.

Wolfgang Jacobeit hat ein Resümee seines Wissenschaftler-Lebens gezogen. In lockerer Art und Weise, ernsthaft und doch mit Humor geht er die für ihn wichtigsten Stadien seines Wirkens noch einmal durch. In einzelnen, oft nach dem beruflichen Werdegang benannten Abschnitten durchwandert der Autor eine außerordentlich dramatische und wechselvolle Zeitspanne deutscher Geschichte und deutscher Wissenschaftsgeschichte, die er selbst miterlebte und beeinflusste. 1921 wird er in der noch jungen ersten deutschen Republik geboren und verlebt hinfort eine in der Erinnerung freundliche Kindheit, gerät später in den fanatisch-gewalttätig orientierten Wandel der Gesellschaft hin zum Faschismus, erlebt danach Sieger und Besiegte des Zweiten Weltkriegs in nunmehr zwei deutschen Gesellschaftssystemen und schließlich die Ausdehnung der Bundesrepublik Deutschland beidseits der Elbe.

Vor allem die ersten Kapitel, in denen der Autor seine Kindheit und Jugend vorüberziehen lässt, erfreuen durch die flüssige und augenzwinkernde Schreibweise den Betrachter. Es ist interessant zu sehen, wie Elternhaus und Schule, Studium und Promotion, aber auch Soldatsein und körperliche Arbeit aus dem Jungen einen Mann machten. Man erkennt den späteren Volkskunde-Professor und anregenden Lehrer in seinen Grundzügen schon recht deutlich und stellt fest: Unglaublich, wie lebensnah Wolfgang Jacobeits Erinnerungen an die Jugendzeit sind, wenn man bedenkt, dass er niemals so recht Tagebuch geführt hat. Ein beneidenswertes Vorrecht des höheren Alters, wenn das – zugegeben geübte – Gedächtnis die Bilder aus vergangener Zeit mühelos wiedererstehen lässt.

Wie also beginnen, was soll der ehemalige Schüler – der dem Fach derzeit zumindest äußerlich den Rücken gekehrt hat – an der Autobiographie seines alten Lehrers rezensieren, also kritisch besprechen, wo er dessen menschliche Umgangsweise, Gebildetheit und unermüdliches Weltinteresse doch so sehr schätzt? Was sollen und dürfen wir in der mittleren Generation an unseren Vätern hinterfragen? Die Rezension wird darauf keine endgültige Antwort geben können, denn sie haftet vornehmlich an den Äußerlichkeiten einer Darstellung, deren autobiographische Abfolge zwar strukturbildend wirkt, die aber niemals den ganzen Inhalt eines Lebens mit seinen tiefgreifenden Beziehungen wiederzugeben vermag. Und damit soll klar gesagt sein, dass auch der Rezensent mit der Beschreibung eines Buches *über* das Leben noch lange nicht Stellung zum unmittelbaren Leben selber, zum Lebenswerk eines Menschen bezieht.

Es weckt immer Interesse, wenn man schon in der autobiographischen Darstellung der Jugendzeit so manche Ansätze erkennt, welche die später vertieften Auffassungen

und Verhaltensweisen mitzuerklären imstande sind. Bei Wolfgang Jacobeit ist das so. Ursprung für seine manchmal so deutliche politische Parteinahme scheint schon ganz zu Anfang die schwierige Beziehung zum Vater gewesen zu sein. Die übliche Abnabelung von der Vater-Figur vollzog sich besonders über die Abwendung von dessen völkisch-nationalen Auffassungen und von der zugehörigen „Ludendorfferei", die den Jacobeitschen Kindheits-Haushalt prägten. Im Sinne der Herausbildung eines politisch denkenden Menschen – der aber seine eigene Institutionalisierung als Funktionär niemals zuließ – kamen die zum Glück weniger lebensgefährlichen, aber doch immer wieder unverhofft existenzbedrohenden Kriegserlebnisse und die Erfahrungen mit den nachfolgenden Exhumierungsarbeiten bei der französischen Besatzungsmacht, die „Franzosenzeit", hinzu. Teil der Profilierung des praktisch-politisch engagierten Menschen Wolfgang Jacobeit waren weiterhin sein Student-Sein in den Wirren der Nachkriegszeit und der Alltag des „akademischen Proletariats" mitsamt den restrukturierenden Tendenzen der bundesrepublikanischen Frühzeit. Die Suche nach einer festen Anstellung treibt ihn von West nach Ost, zu Wolfgang Steinitz an das Ost-Berliner Akademie-Institut. Und im Osten wendet er sich dann „seinen" sozialen Interessengruppen zu, den Bauern, Handwerkern und Landarbeitern in verschiedenen historischen Perioden; an seinem Gegenstand verfolgt er mit den Jahren das, was auch im Westen Teil der Bemühungen einer um '68 entstehenden kritischen Volkskunde war und ist: er sympathisiert mit den Entrechteten, Ungebildeten, Unterprivilegierten, er sucht nach Modellen für humanere Zustände und tut dies alles mit dem Engagement für eine in der materiellen Gegenstandswelt verankerte Volkskunde.

Dieses feste, unverrückbare Position-Beziehen hat freilich auch persönliche, private Wurzeln und lässt sich nicht parallel dem äußerlichen Geschichtsverlauf zuordnen. Und so zweifelt Wolfgang Jacobeit an so mancher Konsequenz seines Weges, wenn er schreibt: „Ich selbst bin mir über meine Toleranzfähigkeit nicht so unbedingt im klaren." (S. 21) Zwar meint dies mehr die Familie im engeren Sinne, hat aber wohl tiefere Bedeutung. Daher erstaunt es den Rezensenten nicht, dass Wolfgang Jacobeit die spätere Hinwendung seiner (1975 verstorbenen) ersten Frau und seiner Familie zu den Ansichten Rudolf Steiners, zur Anthroposophie, ebenso kategorisch ablehnt wie der Vater damals alles Nicht-Ludendorffsche. Und die allseitige Ablehnung von Steiners Gedankengängen scheint bis heute konsequent zu gelten, obwohl das von diesem initiierte Waldorf-Schulsystem zu den bekanntesten und – auch im Osten – begehrtesten Alternativen zur staatlichen Bildung gehört. Dass in Steiners ausladenden Äußerungen und philosophischen Darstellungen auch Irrationalismus vorkommt und zu kritisieren ist, wer wollte da widersprechen?

Wolfgang Jacobeit fackelt nicht lange und leitet auch sein „allgemeines Verhältnis zu Frauen, besonders, wenn ich sie als Arbeitskolleginnen schätzen gelernt hatte", von einem mehr negativ erlebten Eltern-Verhältnis seiner Kindheit ab: Er will es besser machen und ist daher zeitlebens bestrebt, „sie (die Frauen – Sch.) beruflich zu fördern". (S. 22) Aber nicht nur die individuelle „Geschlechterbeziehung", auch das Interesse des Feldforschers und Volksbefragers Jacobeit nahm offenbar seinen bescheidenen, aber nichtsdestoweniger konsequenten Anfang in der Kindheit. Sein „dem Volke aufs Maul schauen" begann in der Gastwirtschaft „Kleine Zeise" der Jenaer Verwandtschaft: „Stammgäste waren Zeißianer, Glasmacher von Schott, Monteure, Bauleute und vor allem ein Polier der großen Baufirma Dyckerhof & Widmann, an dessen Seite ich mich am liebsten setzte; ein Hüne in seiner Zimmermannskleidung... Er wusste immer das Neueste von einem Hochbau für Zeiß zu berichten, von neuartigen Betonmischmaschi-

nen, der Eisenbetonflechterei... Ich habe ihm gebannt zugehört, er spendierte mir auch bisweilen einen kleinen Pfefferminzlikör, und ich gehorchte nicht immer, wenn mich meine Mutter mit ernster Stimme mahnte, endlich schlafen zu gehen." (S. 25) Dieses Interesse für den Alltag der anderen durchzieht dann Wolfgang Jacobeits ganzes Leben. Ob es die Gespräche des Funkers mit seinen Kameraden waren – das Ohr immer „im Äther" –, ob es der kultivierte Gedankenaustausch mit den französischen Vorgesetzten als „exhumateur en chef" war, ob es die wissenschaftlichen Bemühungen waren und sind oder auch die angenehmen Gesellschaften im Hause Jacobeit – immer besteht Bedarf an Information und stilvoller Begegnung.

Damit genug zur Frühzeit des Autobiographen, zwei Drittel seines Buches nämlich nimmt die konkrete Darstellung seines reiferen Wissenschaftler-Lebens ein. Und an dieser Stelle sei mir gestattet, meine eigene Erstbegegnung mit Wolfgang Jacobeit einzuflechten: 1982 wechselte ich an der Humboldt-Universität vom Studiengang Kulturwissenschaften zur Ethnographie, also an den Lehrstuhl von Professor Jacobeit. Und in einer der ersten Seminarpausen hatte ich Gelegenheit, diesem meinen Ehrgeiz vorzutragen, vielleicht im Fach promovieren zu wollen. „Na", sagte der Altmeister der ostdeutschen Volkskunde auf meine eifrig erfragte Stellungnahme zu diesem Ansinnen, „schön, wenn man weiß, dass man auch nicht ganz dumm ist." Damit war das vordergründige Bestreben nach akademischen Würden insoweit zurechtgerückt, als ich mich später bevorzugt auf der Basis eines bestimmten Themas dem Ordinarius näherte. Er hat meine Doktorarbeit dann noch als Emeritus mit betreut und bleibt bis heute in Diskussionen gern inhaltlich-sachlich.

Diese seine Sachlichkeit und diskursive Offenheit für Neues, besonders, wenn es über die disziplinären Grenzen hinauszuweisen scheint, hat die Arbeit an den wesentlichen Stellen seines Wirkens in Berlin, an der Akademie der Wissenschaften, im Museum für Volkskunde und schließlich an der Humboldt-Universität geprägt. Genannt seien stellvertretend für die Akademie-Zeit Jacobeits die groß angelegte Inventarisierung landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte in den ostdeutschen Museen – Anstoß auch für ein später landesweites Netz von Agrarmuseen – sowie seine noch an der Akademie entstandene und bis heute zu den Klassikern zählende Wissenschaftsgeschichte „Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft". Für seine Museums-Zeit bedeutsam erscheint mir vor allem die konzeptionelle Vorarbeit zur später richtungweisenden und vielbeachteten Ausstellung „Großstadtproletariat. Zur Lebensweise einer Klasse", die in enger Zusammenarbeit mit den Kulturwissenschaftlern um Dietrich Mühlberg erstellt wurde. Und für seine Ordinarius-Zeit denke ich insbesondere an die unterschiedlichen Vorlesungsreihen auch zur Wissenschaftsgeschichte sowie an die Forschungen und Diskussionen zur Alltagskultur.

Wolfgang Jacobeit berichtet über all diese und noch viel mehr Profilierungen, Forschungswege und innere (individuelle oder mehr wissenschaftsinterne) wie äußere (offizielle oder mehr bürokratische) Abläufe sehr persönlich und gibt seine Sicht auf die Dinge wieder. Da ist beispielsweise seine Auffassung von der Volkskunde als „genuinem Bestandteil" der Geschichtswissenschaft. „Irgendwer hat mich dann irgendwann deswegen als den Verräter der Volkskunde an die Geschichte diffamieren wollen. Aber da war der Weg schon festgetreten, den ich ohne Bedenken weitergegangen bin und es bis zum heutigen Tag nicht bereut habe." (S. 99) Diese inhaltliche Liaison mit einer der naheliegendsten Nachbardisziplinen, die das Fach Volkskunde wohl kaum eingeengt, sondern eher vom geschichtsfernen Empirisieren und Kulturalisieren weg auf den Kern unserer Kultur gelenkt hat, nämlich auf das historisch gewordene Bewusstsein von

Realität, wirkt bis heute anregend. Die historisch ausgerichtete Lebensweiseforschung schon in den sechziger Jahren in die volkskundliche Akademie-Abteilung einzubringen, war vielleicht durch die äußeren Bedingungen bürokratischer Vollzüge weniger revolutionär, dafür aber persönlich schwierig, zumal mit einem mehrheitlich eher folkloristisch arbeitenden Mitarbeiterbestand, den Jacobeit mit Blick auf die damals der Volkskunde abgeforderte umfassende „Geschichte der Kultur und Lebensweise der Werktätigen" pikanterweise als „gutwillig und lernfähig, aber auch als obstinat" bezeichnet. (S. 119)

Weitere Auffassungen treten hinzu, wenn Wolfgang Jacobeit noch einmal kritisiert, dass Forschung und Lehre in der DDR – wie übrigens heute auch – „nicht *unbedingt* (Hervorhebung d. Rez.) eine Einheit im Humboldtschen Sinne" bildeten oder wenn er anhand einer Ausstellung „Afrikanische Frauen" im Volkskundemuseum von 1975 von der „praktizierten ‚Einheit' von Volks- und Völkerkunde" spricht. (S. 129) Da erkennt man viel Bewährtes, Ernstzunehmendes, aber man liest auch viel, vielleicht zu viel von „Einheitlichkeit" und „sprichwörtlich Gewordenem"; es fehlt mir an Erklärung, an neuen Einsichten aus der zeitlichen Entfernung heraus, es fehlt mir an der „kritisch-bewusst" (S. 118) weiterentwickelten Darstellungsweise. Insofern geht die Autobiographie nicht über frühere Veröffentlichungen hinaus, sie verteidigt bezogene Positionen, ist eben von ihrer Anlage her mehr Rückblick als kritische Aufforderung weiterzuschreiten. Warum baut Wolfgang Jacobeit nicht auf seine Lebenserfahrung als Wissenschaftler und gibt dem Nachwuchs einen Geschmack von der ihm bis heute in Gesprächen und Aufsätzen innewohnenden Kühnheit neuer Fachvorstellungen?

Am Ende des Buches gewinnt man den Eindruck, auch Wolfgang Jacobeit arbeite sich an die Erinnerungen aus der unmittelbaren Vergangenheit mühsamer heran. Zuvor, im Kapitel über seine Zeit als ordentlicher Universitätsprofessor, fasst er noch einmal eindrücklich sein Konzept einer Volkskunde als Alltagswissenschaft zusammen (S. 172–178) und schließt: „So betrachtet, meinen wir, für die Zeit unserer aktiven wissenschaftlichen Tätigkeit an einer Konzeption von Volkskunde mitgewirkt zu haben, welche dieser Disziplin durch den vorgenommenen und begründeten Paradigmenwechsel als interdisziplinär betriebene Alltagsgeschichte eine nicht nur allgemein-heuristische, sondern auch pragmatische Bedeutung in der Historiographie gegeben hat." (S. 179) In den Kapiteln über die Zeit unmittelbar nach der Emeritierung, nach der „Wende" und in Fürstenberg/Havel kommt auch viel Erstaunen vor über neue Realitäten, über bislang unbekannte Differenzen mit plötzlich gewandelten Kollegen aus Ost und West. Trotz aller Umbrüche, damals wie heute, ein erfolgreiches Wissenschaftler-Leben, das allerdings intensiv von den zugehörigen äußeren Rahmenbedingungen des Ost-West-Konflikts geprägt war. Die Behinderungen der Wissenschaften in der DDR waren insofern systemimmanent, folgten der großen Ideologie, und es gelang dem Einzelnen – zumal mit dem Jacobeit'schen „Von West nach Ost"-Bonus – daher nicht immer, sie zu durchschauen. Wolfgang Jacobeit hat sein Mögliches getan, und so kann man sich ruhig Alf Lüdtke anschließen, der ihm in Kenntnis der Arbeiten an der Autobiographie eine Art spezieller ostdeutscher Liberalität zuschreibt: „Ob Du willst oder nicht, so gehörst Du doch zu denen, die weder hier noch dort ‚mitgemacht' haben, sondern sich immer wieder einmischten und einmischen." (S. 266).

Im Nachwort – einige Zeit nach Fertigstellung seiner Autobiographie angefügt – nennt Wolfgang Jacobeit dann noch einmal diejenigen seiner Lehrer und Weggefährten, die ihm hinsichtlich seiner großen Arbeiten wesentliche Anregungen gaben: Er beginnt mit Wolfgang Steinitz, führt fort über Wilhelm Fraenger und endet bei Paul Nedo. Zu-

vor schon hat er im Buch Jürgen Kuczynski und natürlich für die Anfangszeit seiner Laufbahn Will-Erich Peuckert hervorgehoben. „Ich habe nicht zu bereuen, 1956 den Weg von West nach Ost beschritten zu haben. Von Glück kann ich reden, dass es mir als Parteilosem vergönnt war, vorwiegend mit solchen Genossinnen und Genossen zusammengearbeitet zu haben, die in die Kategorie der ‚treuen Rebellen' zu zählen sind." (S. 278)

Wolfgang Jacobeit ist wieder im Westen. Nicht abgehauen, nein, wie schon bei seiner Reise „Von West nach Ost" haben ihn die äußeren Umstände erneut mit sich gerissen. Das hat ihn weder umgeworfen noch verstummen lassen. Eine spannende Lektüre, die sich mit Gewinn und manchem Schmunzeln liest, nicht nur, wenn man Wolfgang Jacobeit kennt. Die Abbildungen aus dem Jacobeit'schen Privatarchiv lockern das Buch zudem auf. Schade, dass der Verlag so viele Schreibfehler unkorrigiert gelassen hat, vom Fehlen eines Schlagwortregisters oder von der ärgerlichen Löchrigkeit des Personenregisters ganz zu schweigen.

Thomas Scholze

Detlef Kobjela / Werner Meschkank: Vom Regenzauberlied bis zur wendischen Pop-Ballade. Ein Beitrag zur Musikgeschichte der Lausitz unter besonderer Darstellung der niedersorbischen Musikgeschichte. Universität Potsdam – Institut für Slavistik 2000 (Podstupimske pśinoski k Sorabistice / Potsdamer Beiträge zur Sorabistik; 3), 138 S.

Es ist die Absicht der beiden Autoren, mit der vorliegenden Arbeit „einen Beitrag" zur „Musikgeschichte der Niederlausitz", die „noch geschrieben werden" muss und wofür „ein historisches Verständnis unabdingbar" ist, zu leisten. Die Schrift ist in dreizehn Kapitel unterteilt, deren sechs letzte eine Zusammenstellung verschiedener Daten, z. B. Drucke niedersorbischer instrumentaler Stücke und Tänze und sorbischer Sprichwörter über Musik und Gesang, bilden. In den vorhergehenden wird versucht, zu jedem relevanten musikgeschichtlichen Gebiet die chronologische Entwicklung zu skizzieren.

Es ist erfreulich, dass hier erneut eine umfangreichere Abhandlung zur sorbischen Musikgeschichte in deutscher Sprache erschienen ist und somit eine immer noch bestehende Informationsbarriere durchbrochen wird. Vor dem interessierten Leser wird eine Fülle von Informationen ausgebreitet. Leider wird es ihm schwer gemacht, die tatsächliche Entwicklung nachzuvollziehen und zu verstehen.

Mit dem Begriff „Wenden" wird insgesamt undifferenziert umgegangen. Heißt es in den Vorbemerkungen noch: „... ist die Geschichte der Niederlausitz eng verknüpft mit der Anwesenheit der Sorben/Wenden" (S. 6), so wird kurze Zeit später „über die Musik der Wenden" und über die „wendische Musikkultur" gesprochen. Es folgen Begriffe wie „sorbische Musikforschung" und „sorbisches Gebiet", daneben wird von dem „einst großen westslawischen Volk der sorbischen Wenden" (S. 8) berichtet. Danach geht es um die „gewaltsame Unterwerfung der Wenden in der Zeit der ‚Wendenkreuzzüge' vom 8. bis 12. Jahrhundert" (S. 8), es folgen Äußerungen wie „Wenden im altsorbischen Slawengau" (S. 9), die „Musik bei den Sorben, wie sie noch stellenweise als wendische Tradition bis ins 19. Jahrhundert" vorhanden war (S. 9), schließlich Bezeichnungen wie „lutizisch-wendisch" (S. 10), „‚wendische Musik' in Budissin" (S. 10), „Mecklenburger Wenden" (S. 10), „sorbische Volkslieder" (S. 12) und „wendische